

in love

Der richtige Gitarrist für jetzt: JULIAN LAGE, der ab sofort das Jazz- geschehen wesentlich bestimmt; mit Heilkraft in vorausweisenden Rückgriffen

VON ADAM OLSCHESKI

NUN IST ER DORT ANGEKOMMEN, wo er hinwollte; im Traditionsgefäß Blue Note. Öfter hat Julian Lage betont, wie sehr er am Back-Katalog dieses Labels hinge, wie sehr die Künstler von dort seine Schritte gelenkt hätten. Wenn er die für ihn bedeutenden Platten aus jenem Katalog aufzählt, findet sich allerdings nur eine darunter, die ein Gitarrist als Leader aufgenommen hat: Grant Green mit »Idle Moments«. Es ist ein Verweis darauf, dass Lage einen herausstechenden Zug Greens teilt: dessen Optimismus. Ansonsten finden sich bei der Aufzählung die Platten eines Pianisten, der erst als Organist groß wurde (Larry Young), eines reinen Pianisten (McCoy Tyner), eines Tenorsaxophonisten (Joe Henderson) und eines Multiplens (Eric Dolphy). Die Plattenliste sagt viel darüber, welchen Sound Lage anstrebt: den der Endsechziger mit seiner verzwickten Kompaktheit; die Moderne demnach im eher runden Klangbild untergebracht – allerdings beständig weitend.

Sein Blue Note-Debüt »Squint« hat Lage, was das Cover anbelangt – in Demut oder nur in Dankbarkeit? – ganz in Blau getaucht. »*There is a celebration of maybe a more enigmatic sense of time*«, sagt er zu den Musikstücken darauf, die als Referenz an den Swing gemeint seien und die von spannungsgeladener, allzeit verständlicher, natürlich anmutender Elastizität durchzogen sind. Ein Erzählduktus sei ihm wichtig, das sagt Lage auch. Zu Hause improvisiert er immer wieder entlang der O-Töne von Schriftstellern und Schriftstellerinnen wie James Baldwin und Nikki Giovanni oder Rednern wie Martin Luther King. Der Improvisation räumt er nun einen größeren Stellenwert als in den Aufnahmen zuvor ein: Er habe zu verkürzen gesucht, bisweilen von 32 Takten auf acht reduziert, alles nur, um Trio- und Solo-Freiräume zu schaffen sowie Dynamiken zu stärken. Und stellt die Platte »Out to Lunch« heraus, die, das seine Ansicht, improv-kompositorisch ein vorbildliches Gleichgewicht hält.

Im Kurzfilm »Jules at Eight« (1996), das Lage mit acht Jahren als Wunderkind an der Gitarre porträtiert, gibt es viele bemerkenswerte Szenen, etwa wo Jung-Lage auf dem Sofa – die Gitarre hinterm Kopf – wohl eine Suiten-Passage von J. S. Bach, an sich für die Laute gesetzt, recht exakt nachspielt. Es kommen einem im Film aber vor allem die Close-ups seines kindlichen Gesichts nahe, die eine enorme Versenkung festhalten. Wo Lage seinen inwärts gerichteten Blick mit jeder gespielten Note, jedem Tempowechsel intensiviert, wo man bereits feststellt: Da geht jemand in seiner Musik ganzheitlich verloren.

Erlebt man Lage auf der Bühne, in seinem gegenwärtigen Trio – Voraussetzung: nahe genug dran – erkennt man den Jungen von ehedem sofort. Er stiert – die Augen groß und größer – ein paar Löcher ins Nichts. Er reißt seine Nachocaster hoch – nicht zu hoch aber, die Handhabung ist keine Handhabung mehr, das Instrument konform mit seiner schmalen Gestalt –, stellt sich auf Zehenspitzen, die Schulter zuckt ihm hin und wieder im Affekt; er rückt recht unvermittelt vor, gänzlich vom Impuls geleitet, stoppt jäh ab. Oder stürmt ruckartig gleich ein paar Meter los und man denkt (wegen Gitarre und dem in ihr konstant lauenden Rock-Habitus): Jetzt lässt er den Hendrix raus. Aber er lässt den Hendrix sein. Lage ist dem Jazzidiom verpflichtet, auf eine Weise an dessen, ja, Klangoptimismus aus schwungvollen Zeiten gebunden. Er kommt ohne Effektgeräte aus, pickt dezidiert mit einer selbstverständlichen Prägnanz, die Langeweile ganz und gar ausschließt, die sofort hineinzieht, und wirkt dabei nie motorisch und kaum übermotiviert.

Er ist ein amerikanischer Bub, großräumig unbefangen. Americana stellt er minderwertig zwar, aber eben doch neben Jazz; sein Blue Note-Album hat er in Nashville aufgenommen.

Man hat öfter Lage in die Nähe von Bill Frisell gerückt. Wahrscheinlich, um es sich einfacher zu machen, weil man seine Stilbreite nicht auf den einen Punkt bringen kann, der schlagartig zieht. Der Vergleich ist nicht haltbar, obwohl zweifellos auch ein Frisell in ihm steckt. Lage verfügt über eine Unbefangenheit und Vitalität, die Frisell mittlerweile einem selbstkreierten, wiedererkennbaren Stil geopfert hat. Man mag bei Lage minimal Dick Dale oder Link Wray, mehr Jim Hall, wohl ebenfalls Duck Baker heraushören, aber all diese Verweise verweisen bloß, machen wenig fest. Hier ist ein kompletter, breit angelegter Musiker, der um seine virtuose Seite weiß und sie gern herzeigt – mit raschen, blitzsauberen, scheinbar unverkopften Akkordstürzen, doch nie auf Kosten eines harmonischen Gefüges, nie die Melodie herschenkend.

Ein heilendes Element bringt Lage, nun 33 Jahre alt, auf Trio-Tour im Seuchensommer 2021 zum Vorschein: Seine Freude an der Musik möchte er teilen. Er lächelt vor sich hin und seinen Bassisten und den Schlagzeuger an, lächelt ins Publikum rundum. Seine Ansagen sind verbindlich und voll Dank, doch dringt durch all die US-amerikanischen Benimm-Standards ein unverbogener Strahl Ehrlichkeit durch. Ein wichtiges Merkmal seiner Musik ist: Inklusion! Jeder ist ihm willkommen. Es gefällt ihm zu gefallen. (Auch eine Form von Americana ...) Lage ist in der Bay Area groß geworden. Ein sonniges Gemüt von vornherein?

Sich selbst nennt Lage einen Fatalisten und streicht dabei einen Vorteil heraus: Er nehme Dinge an, wie sie kommen. Seine Entspanntheit kommt wohl auch daher.

Das Wunderkind in sich zu erhalten und dessen Wunderwissen, Wunderinstinkte weiter anzureichern, auszubauen, diesen bemerkenswerten Umstand kriegte Lage offenbar hin. Wie viele Wunderkinder gingen unterwegs zum Erwachsenen abhanden – unzählige doch. Lage trat mit neun neben Carlos Santana auf, er spielte mit Pat Metheny, Nels Cline und Nicht-Gitarristen mit großen

Namen. Und es zerlegte ihn nicht im Spot des Rampenlichts, er wurde nur offenbar stärker. Vieles spricht dafür, dass er aus der Musik allein sein Standvermögen, vielleicht sogar seine Charakterstärke bezieht. Jene Techniken, die er auch an Konservatorien auf Klassikgebieten erwarb, stellt er ganz und gar in den Dienst eines geschlossenen Jazz-Sounds, mit imposanter Ökonomie geformt, eines Sounds, der Kanten – die er wie selbstverständlich einsetzt – akzeptabel, sogar genießbar macht.

Mit Kenny Wollesen setzt Lage neuerdings live, neben dem Bassisten Jorge Roeder, einen Band-Kumpel von früher ein. Wollesen mengt, anders als auf »Squint« Dave King, dem Trio-Sound Unbestimmtes bei, eine Komponente der Ungewissheit. Er ist eng an New Yorks aufrührende Lower East Side-Avantgarde der Achtzigerjahre und also an John Zorn gekoppelt, jenen Zorn, der Lage mitförderte, ihn auf seinem Label Tzadik aufnahm und dessen New Masada Quartet Lage angehört. *»I'm in love with jazz, I'm in love with the culture of jazz«*, das sagt Lage tatsächlich; er wolle die Jazztradition ehren, sie fortsetzen und allgemein Sorge für sie tragen. Auf dem Walzer »Emily«, geschrieben von John Mandel & John Mercer und von Julie Andrews 1964 zuerst gesungen, erahnt man, wie er es meint: So fein gesponnen wie geht und doch reißfest; sonnendurchflutet und mit abgedimmten Fragezeichen versehen, gutmeinend, die Schönheit preisend und das Drama gut dosiert ebenso. Julian Lage macht einen so konsensfähigen wie ergreifenden Jazz.

|